

## **Für Norbert**

### **Danke**

Kirsten und Detlef fürs Mut machen und das erste wertschätzende Korrigieren  
Tina fürs Malen  
Bettina fürs Cover  
Ingrid fürs Schlusskorrektorat  
allen Freundinnen und Freunden für das wertvolle Feedback

## **Vorwort**

All die Geschichten dieses Bandes handeln von kleinen und großen, von sekundenkurzen und ausdauernden Leidenschaften. Von Leidenschaften, die Leiden schaffen und solchen, die durch Leiden führen. Und von den glücklichen, intensiven Momenten, die wir nie loslassen mögen. Es wird also geliebt, gelacht und gekocht. Es wird gemordet und gestorben. Oft. Aber oft wird auch gut gespeist.

Die Anlässe zu den Geschichten waren so verschieden, wie ihr Ton es dann wurde. Aber sie sind alle aus leidenschaftlichen Momenten und Betrachtungen zwischen 2005 und 2007 entstanden, die nur den Bruchteil einer Sekunde dauerten. Der Anblick des gemalten Portraits eines Hahnes etwa (Barbarossa), eine Begegnung (Die Küsse des Küsters), ein Geschmack (Kalte Genüsse), ein Museumsbesuch (Abend Schatten) oder eine Beerdigung (Grabgedanken).

Es gibt im Leben Momente, die sind ganz dicht. Das sind diejenigen, in denen Geschichten verborgen sind. Ein paar konnte ich einfangen oder – da bin ich mir nicht ganz sicher – vielleicht haben auch sie mich eingefangen. Die Entscheidung, mit dem Schreiben zu beginnen, ist dann schnell getroffen. Nur das Niederschreiben dauert verblüffend unterschiedlich lange. Geschichten hören eben einfach auf, wenn sie wollen.

Kerstin Kuschik, 2013

# Inhaltsverzeichnis

Mail

[Augenblick](#)  
[Die Farbe des Himmels](#)  
[Grabgedanken](#)  
[Barbarossa](#)  
[Kalte Genüsse](#)  
[Des Küsters Küsse](#)  
[Abendschatten](#)  
[Und dann?](#)  
[Schwarz](#)  
[Sterben für Fortgeschrittene](#)  
[Wahre Liebe](#)  
[Schlangentanz](#)  
[Wellness](#)

## Augenblick

Sie steigt in das Auto ein, ohne zu überlegen. Sie kennt den Fahrer nicht. Eben noch zog sie die schwere Tasche hinter sich her, war sie auf dem Weg zu ihrer Freundin. Jetzt liegt die Tasche auf dem Rücksitz, der Abdruck des Griffs brennt noch ein bisschen in ihrer Hand.

„Ich hol mir noch schnell 'ne Flasche Wasser“, sagt der Fahrer und springt über die Straße zum Kiosk. Das Geräusch der zugeschlagenen Tür wirkt in ihr nach, ein dumpfer Ton, schweres Blech. Ein bekanntes Gefühl taucht auf: Sie ist eingekapselt, hermetisch. Tür zu, andere Welt. Ein Privattraum mit Sicht auf das Außen. Es riecht anders – dieses Auto riecht neu – die Temperatur, die Geräusche wechseln. Alles von draußen wird Hintergrund. Die Zeit fließt zäh und gedämpft. Im Auto ist es warm, Sitzheizung. Die zugeschlagene Tür hat die Luft im Innern zusammengepresst. Sie spürt den leichten Druck auf ihrem Trommelfell und schluckt ihn weg. Ihr Ohr ist wieder frei. Trotzdem schluckt sie noch einmal. Für Frank. Obwohl er es nie bemerken würde, selbst wenn er hier wäre. Sie hört, wie er allen erzählt, dass sie weg ist, einfach so, ohne mit der Wimper zu zucken. Er, der Augenmensch. Ihre vielen Worte und Erklärungen drangen nicht zu ihm. Als hätte sie nie etwas gesagt. Sie denkt, ein Augenmensch kann eben nur in eine Richtung sehen. Sie ist eine, die auf ihre Ohren hört, immer auf alle Richtungen gefasst. Schall breitet sich kugelförmig aus, denkt sie und: Was anfangs nach Ergänzung aussah, ist auf einmal nur noch unvereinbar.

Sie seufzt, wieder für Frank. Das Letzte, was sie für ihn tut. Mit dem Seufzer lässt sie die letzten fünf Jahre ziehen.

„Wohin genau soll's denn gehen?“ Der Fahrer reicht ihr die Flasche und Schokolade und zeigt auf das Ablagefach vor ihr. Zwei Brauen wie englische Hecken fallen ihr auf.

Sie grinst: „Erst mal geradeaus.“

„Klingt nicht sehr zielgerichtet.“

„Warum? Ziele liegen doch immer vor einem.“

„So gesehen.“

Sie schnallt sich an, während er startet. Sie überlegt, ob sie ihre Freundin anrufen soll. Ihr erklären, dass sie das Gästezimmer nicht braucht. Dass sie sich hingegeben hat. Einem Impuls, zeitgleich in ihrem Kopf, ihrem Herz und ihrem Daumen. Etwas, das sie auf eine andere Spur gebracht hat. So schnell, dass sie es nicht mit ihren gewohnten Sinnen wahrnehmen konnte. Trotzdem war Zeit für eine Entscheidung und eine Handlung gewesen. Wie schnell doch Entscheidungen getroffen wer-

den können! Obwohl sie von sich solche spontanen Aktionen kennt, wundert sie sich darüber. Weil es auch die quälenden Phasen gibt. Probleme in Endlosschleifen. Sie versucht dann, wenn ihr dies auffällt, eine Situation für den Ausstieg zu suchen. Nur gelingt es ihr meistens nicht. Es wird am Suchen liegen, denkt sie, am verzweifelten Suchen. Sie hat einmal gelesen, dass man, wenn man etwas finden möchte, nicht suchen soll, sondern Vertrauen ins Finden bräuchte. Sie überlegt, ob so etwas eben gerade stattgefunden hat. War sie unbewusst aufs Finden eingestellt? Geht so etwas unbewusst? Sie hat einen Impuls gespürt und ihn sofort als wahrhaftig erkannt, ihm augenblicklich vertraut. Intuition? Augenblicklich ... Sie denkt bei diesem Wort an Frank und muss wieder grinsen. Ich könnte diesen Augenblick Frank widmen, überlegt sie, doch da schaltet sich schon eine andere Stimme ein ... Mädels pass auf, sagt die, dass du nicht wieder auf die alte Spur gerätst. Dieser Augenblick soll dir gehören. Und deiner Zukunft.

Sie wählt die Nummer ihrer Freundin. „Ja, ich bin's. Ich komm nicht, Tine, sei nicht böse, ich erklär dir alles später ... mir geht's gut ... Nein, da bin ich nicht ... Hör zu: Ich bin unterwegs in einem dunklen Audi, Kennzeichen M-TH 356. Hast du's? Und zwar Richtung ...“ – ihr Blick richtet sich zum Fahrer – „München. Ja, München. Ich ruf dich heute Abend an, spätestens gegen zehn, ja? Bussi ... Ja ... Tschüss.“

„Sie haben sich die Autonummer gemerkt?“

„Ist schon ein Reflex geworden, anders trampe ich nie, die Nummer merken und jemandem Bescheid sagen, nehmen Sie's nicht persönlich... Ich will heute neu anfangen und nicht hinter einem Busch enden.“

„Sie klingen sehr sicher ... für einen Neubeginn ins ... Ungewisse?“, die Hecken heben sich und sehen fragend aus.

„Schon das zweite Mal ...“

„Was?“

„Das zweite Mal, dass Sie ‚klingen‘ sagen.“

„Ich bin Musiker, Geiger.“

„Ein Ohrenmensch! Wenn das kein Zeichen ist ... Wissen Sie, so ungewiss fühl ich mich gar nicht. Oder fühlen Sie sich unsicher, wenn Sie sich ergeben?“

„Ergeben ...“, wieder fragende Hecken.

„Besser hingeben ...“ Sie lacht. „Ein interessantes Gespräch für zwei, die sich nicht kennen, oder? Aber was ist mit meiner Frage?“

„Welcher? Warten Sie, ich such mir eine aus: interessantes Gespräch? Ja. Aber auch heikel, Sie fragen gleich nach Hingabe ... Wie wär's mal mit Antworten. Unsere Namen. Meiner ist Bela Grünwald.“

„Klingt nach Musikerfamilie. Ich heiße Claudia, für den Moment noch ohne Nachnamen.“

„Hm, mal was anderes, nur der Vorname ... wäre aber logisch, wenn Sie Schiffer hießen und die Reaktion darauf leid wären. Übrigens: keine Musikerfamilie, aber Musikinteressierte.“

Sie betrachtet ihn so unauffällig wie möglich. Er gefällt ihr. Dunkle Haare, schwungvolles Kinn, schöne Hände, mit Fingernägeln, die bis zur Kuppe reichen, ohne Weiß zu zeigen, ein schmaler Ring am kleinen Finger. Ob er ihn beim Spielen auszieht? Wo er ihn hinlegt?

„Und? Gehe ich durch?“ Er schaut kurz zu ihr.

„Sie hören wohl auch Pausen.“

„Ja und ob, die Pausen sind das Wichtigste ...“

„Dann üben Sie also, um den Pausen einen gebührenden Rahmen zu geben?“ Sie fragt ein wenig spöttisch ...

„Machen Sie sich nur lustig ... aber es ist ein nettes Bild, der ‚gebührende Rahmen‘ ... es passt, ich finde tatsächlich, dass die Kunst eher der Rahmen ist.“

„Für?“

„Kommen Sie, das wissen Sie ...“, jetzt grinst er spöttisch.

„Für ein bisschen Wahrheit.“

„Ja, auch ein gutes Wort dafür. Man muss nur einen Augenblick hinhören.“

## Die Farbe des Himmels

Blau. Das Kleid, das sie anhatte, als er sie das erste Mal traf, war blau. Sie trug es, wie reiche Inderinnen ihre Saris: Sich ihrer Position, ihrer edlen Gestalt und Schönheit bewusst. Das Kleid umschmeichelte sie, sie muss es genossen haben, so, wie sie sich bewegte. Darauf bedacht, jede Drehung auszukosten, damit der Stoff ihre Beine umspült wie flüssige Seide. Es war ein Kleid, wie es viele Frauen damals trugen, weiter Rock, bis zu den Waden, eng an der Brust, weiter Ausschnitt. Es gab die Figur nicht sofort preis. Nur in der Bewegung trat plötzlich eine Rundung hervor, formte sich die sonst gerade Linie der Silhouette aus, wurde zum Po, zur Hüfte. Das Kleid war für die Beobachtung geschaffen, die lauernde Pirsch. Man brauchte Fotografengeduld. Er hatte sie. Sie wusste das zu nutzen und machte aus jedem gewöhnlichen Gang einen Tanz.

Er war zu früh da, damals, und fühlte sich dafür belohnt. Das wurde ihm zur Gewohnheit. Diese Minuten des Wartens auf sie, nur, um sie auf sich zukommen zu sehen.

„Ich kann machen, was ich will, du bist immer schon da“, hat sie ihm einmal zugeflüstert.

„Dieses Talent habe ich erst mit dir entdeckt.“

Liebesgeflüster. So waren ihre Begrüßungen. Botschaften, vor den anderen geheim gehalten und umso kostbarer. Zwei, drei Sätze direkt ins Ohr. Nichts konnte sich auf dem Weg dorthin verflüchtigen, niemand konnte etwas davon ergattern.

„Was tuschelt ihr nur immer ...“, hörten sie oft. Später, als sie schon lange ein Paar waren, haben sich diese Zeremonien des Anfangs gelegt. Es gab einfach weniger Anfänge. Es war die Zeit der Fortsetzungen. Und der Wiederholungen.

„Wie war dein Tag, Schatz?“

„Ganz gut. Und Du? Hast du heute wieder einen Bären erlegt?“

Bei besonderen Anlässen oder nach gefühlstauben Phasen beschwören manche Paare bewusst Erlebnisse des Beginns ihrer Liebe. Als Kick für die Gegenwart. Bei ihnen hat das nicht funktioniert. Sie kamen zu dem Schluss, dass man Anfänge nicht wiederholen kann. Man müsse mit ‚Vergangenheitsaugen‘ auf die Anfänge schauen, behaupten sie, und immer den zurückgelegten Weg mit betrachten. Und sie haben über die Jahrzehnte gelernt, sich mit der Langeweile anzufreunden. Sie haben zwei Worte daraus gemacht. Eine lange Weile, die man mit sich

selbst ausfüllt und zur Ruhe kommt. Das ist etwas, worauf sie stolz waren, nun, er noch ist.

Ich muss los, denkt er, obwohl er weiß, dass sie nicht wartet. Er nimmt den grauen Mantel. Sie mochte ihn nie, weil er auch ihn selbst grau aussehen lässt. Früher hättest du das tragen können, heute brauchst du ein frisches beige, sagte sie jedes Mal. Er wird sich heute auf dem Rückweg einen neuen Mantel kaufen. Vielleicht bittet er Paul, seinen Neffen, mitzukommen, der hat einen guten Geschmack.

Sie haben keine Kinder. Sie haben nach ihrer Heirat nicht mehr verheiratet, aber es kamen keine. Sie sind dem nie auf den Grund gegangen. Sie hatten mit den Kindern ihres Bruders auch schöne Zeiten. Haben sich gegenseitig ‚verliehen‘, spielten Leihkinder oder Leiheltern. Jetzt ist er manchmal sogar Leihopa.

Die Sonntage waren ihre wichtigsten Zeiten. Heute ist das anders, es ist fast jeder Tag ein Sonntag, aber damals waren es nur die Sonntage, die sie allein verbrachten. Sie sind hinausgefahren, Spessart, Odenwald, Taunus. Im Wald waren sie am liebsten, sie ist immer aus dem Auto gestiegen und hat erst einmal wie ein Tier gewittert. Deshalb war auch Regen nie ein Grund, zu Hause zu bleiben.

„Regen riecht am besten, riech doch!“ Am liebsten hätte sie an jedem Blatt einzeln geschnuppert und wäre mit der Nase dicht an der feuchten Erde entlanggelaufen.

Im Herbst oder Winter dann die Kaminsonntage mit Büchern und Symphonien. Sie haben nie viel gesprochen an diesen Tagen, es waren Spürtage, wie sie es nannte.

Heute haben sie sehr viele Spürtage. Weil sie sich nicht erinnert. Weil sie ihn seit ein paar Wochen fragen muss, wer er ist. Er begrüßt sie mit den Worten:

„Hallo meine Schöne, dein Mann ist wieder da, ich heiße Richard.“

Es quält ihn, weil ihm nicht mehr einfällt, wann sie ihn das letzte Mal erkannt hat! Er verzweifelt daran, diese vielen kleinen, letzten Male nicht würdigen zu können. Auf einmal ist etwas verschwunden. Es hört einfach auf. Ohne Vorwarnung, ohne Feier, ohne bewussten Abschied. Der kommt immer erst im Nachhinein. Sie fragt, warum er käme. Manchmal regt sie sich auf und schiebt ihn weg. Er geht dann und wartet ein bisschen. Dann kommt er wieder, sagt er sei der Arzt und fragt, wie sie sich fühle. Oft bittet sie ihn, ihr den Spiegel zu reichen, damit sie sich ansehen kann, eine halbe Stunde lang, weit weg ist sie, versunken in die Frau auf der anderen Seite. Er liest ihr vor, aus ihrem Tagebuch, sie schauen sich Fotos an. Er hilft beim Anziehen. Sie gehen spazieren. Nur noch langsam, an der Hand. Er weiß, bald wird es auch damit vor-

bei sein, und genießt jeden Gang nach draußen, versucht das letzte Mal zu erahnen. Wie wäre es, ein letztes Mal zu inszenieren? Er würde einfach einen schönen Sonntag abwarten und danach nie mehr einen Spaziergang anbieten. Aber er kam sich betrügerisch vor und hat es gelassen. Er hat sich lange nicht daran gewöhnen können, dass sie die Luft nicht mehr schnuppert. Das war ihm als Erstes aufgefallen, vor zehn Jahren, kurz nach ihrem einundsechzigsten Geburtstag. Sie hatte lange nicht auf seine Fragen reagiert. „Schatz, riech doch!“, hatte er sie geneckt, bis sie eines Tages während eines Spaziergangs in Tränen ausgebrochen war. Sie röche nichts mehr, gar nichts, gar nichts, nicht mal den Pfefferminztee! Sie hing an ihm wie ein gebrochener Zweig. Der Arzt wies sie darauf hin, dass dies erste Anzeichen von Alzheimer sein könnten. Ob sie in letzter Zeit Schwierigkeiten mit der Orientierung oder mit gedanklichen Leistungen gehabt hätte? Die Reihe von Tests verheimlichte sie ihm. Er bekam aber doch genug mit. Die Sorgen, die Anspannung. Wochenlang hielt er die Luft an. An einem Abend fand er sie schließlich starr auf der Terrasse sitzen. Er dachte, sie teile ihm gleich mit, dass ein Gehirntumor entdeckt worden wäre. Sie reagierte wütend auf seine Erleichterung. „Ich hätte lieber einen Tumor“, presste sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, „dann wär' nächstes Jahr Schluss!“

Nun sind zehn Jahre vergangen. Er schaut an dem Haus hoch, das er gleich betreten wird, hoch zu ihrem Fenster. Das macht er immer, es ist wie eine Vergewisserung. Da wird er gleich sein. Er weiß, er wird auch in Zukunft dort hochschauen, wann immer er hier vorbeikommt und wenn es in zwanzig Jahren ist. Er wird denken, da war sie. An einem Kaminsonntag haben sie gespürt, dass Sie die Verzweiflung bewältigen können und das Gefühl, es ist zu früh, viel zu früh. Das geht. Sie mussten sich auf die Zeit des Abschieds einrichten. Stückchenweise. Noch ging das, noch war ihr bewusst, welche Krankheit sie hat. Einer von beiden war immer gerade stark genug. Am Anfang war er es, war er voller Hoffnung. Die Medikamente, sein Wille und seine Ausdauer. Eine Überschätzung, wie sich herausstellte. Als er aufgeben wollte, ein gemeinsames Ende wollte, hat sie durchgehalten. „Bist du wahrscheinlich? Was sollen die Tabletten und das Gefäß vom schnellen Tod? Meinst du, ich will zerquetscht in einem Schrotthaufen an einem Baum enden? Meinst du, ich will deinen Tod?“ Sie hat die Tabletten ins Klo geschüttet und ihm die Autoschlüssel versteckt. Sie mussten Bahn fahren! Erst Wochen später bekam er sie per Post zurück. Sie hatte sie einer Freundin nach Wien geschickt und darum gebeten, das Päckchen

drei Wochen später an ihn zurückzuschicken. Zur Sicherheit. Hätte sie die Schlüssel zu Hause versteckt, hätte sie sie nicht mehr gefunden. Als das Päckchen mit dem Brief kam, verlor er die Fassung, schlug sich dumpf mit der Hand immer wieder an die Stirn und heulte zwei Stunden lang. Er hat sie bewundert für ihre Organisation und Sicherheit und sich für seine Schwäche geschämt. Und dafür, dass ihn die gelben, mit Datum versehenen Erinnerungszettel, die überall klebten oder herumlagen, in die Verzweiflung getrieben hatten. Wo sie doch Beweise ihres Mutes waren, Anker für Zeitpunkte, Wegweiser durch den Alltag, Haltegriffe für ihre Selbständigkeit.

Auch diese Zeit ist vorbei. Nur er verabschiedet sich von ihr. Seit sie in einem Heim ist, hat er begonnen, das Haus aufzugeben, und sich einer Selbsthilfegruppe angeschlossen. Auch das hatte sie noch in die Wege geleitet. Sie hatten gemeinsam das Heim ausgesucht. Schon Kontakt zu anderen Betroffenen geknüpft. Sie ginge nicht freiwillig in dieses Haus, wenn er sich nicht um sich kümmere! Sie hatte betont, dass ihr sehr wohl klar sei, dass das mit dem freien Willen bald vorbei wäre und er letztlich machen könne, was er wolle, aber sein schlechtes Gewissen solle ihn dann täglich so zerfressen wie das Eiweiß ihr Gehirn! In den ersten zwei Jahren der Krankheit hatte sie das Fluchen und Verfluchen gelernt! Die Wut war neu in ihrer beider Beziehung. Planungswut. Auflehnung. Ungeduld. Tränen der Wut. Wenn er abwägen oder abwarten wollte, bemerkte sie bissig: Er habe ja Zeit! Noch hatten sie die Verwandten nicht einbezogen. Erst als bei ihr die Zeit der häufigeren Verstörungen und Missstimmungen anbrach, mussten sie, musste er, den nächstehenden Freunden und Verwandten Bescheid sagen. Wenn sie unruhig umherlief, nach etwas suchend, von dem nur sie wusste, was es war und wobei er ihr nicht helfen konnte, oder wenn sie inmitten von begonnenen Handlungen nicht mehr weiterwusste, war er oft genauso hilflos, wie er sie empfand. Dann hangelte er sich mit ihr durch die Situationen. Manchmal stellte er sich vor, dass sie den Eindruck haben musste, als richte die Welt sich gegen sie, ohne ihr die Spielregeln mitzuteilen. Und als wäre das noch nicht genug, würde diese Welt, würde auch er, ständig Reaktionen von ihr erwarten.

Auch das ist jetzt vorbei. Sie ist fast friedlich. Es kommt ihm so vor, als habe sie meist einen inneren Ort, an dem sie sein konnte. Nur manchmal findet sie ihn nicht. Dann ist sie verwirrt. Und wenn sie sich an einem Ort wohnt, an dem sie nicht sein möchte, ist sie traurig. Nur noch zeitweise kann sie vollständige Sätze bilden. Sie betrachtet jeden Tag einen Gegenstand, den er ihr von zu Hause mitbringt und den er dann abends Herrn Walther übergibt, der Haushaltsauflösungen erledigt.

Herr Walther hat eine Kiste für ihn aufgestellt und er kann einfach alles hineinlegen. Herr Walther flieht fast, wenn er kommt. Er ist es gewohnt, den Tod zu verwalten aber dem Sterben täglich zu begegnen, geht ihm zu nah.

Gestern war es ihr Fön. Er hatte ihr vorher die Haare gewaschen und dann ihren früheren Fön zum Trocknen benutzt. Sie sah sehr glücklich dabei aus, genoss die warme Luft. Er lässt sich gern anstecken von ihrem Glück, aber spätestens vor der Kiste durchfährt ihn fast jedes Mal ein Schmerzriss. Manchmal denkt er, er würde an dieser Stelle im Inneren wirklich einmal zerreißen, sie müsse schon ganz dünn sein.

Wenn sie weint, wie bei dem kleinen Steintopf, der auf ihrem Schreibtisch stand und die Stifte hielt, muss er mitweinen. Er kann nichts dagegen setzen, obwohl er in den ganzen Jahren vor ihrer Krankheit kein einziges Mal hat weinen müssen. Einmal hielt er sie im Arm, und sie fragte: „Warum weinen wir?“ Ihm fiel nichts anderes ein, als zu sagen: „Weil Tränen salzig sind!“ Da schmeckte sie ihren Tränen nach, und fing an zu lächeln.

Dafür liebt er sie. Er liebt in ihr das, was sie war, und er liebt das, was noch ist. Sie wird immer reduzierter, sie staunt, sie freut sich, sie ist traurig. Und er lernt, sich auch zurückzunehmen. Staunen reicht. Es zu spüren reicht. Mitzustauern. Er weiß, er macht aus der Not eine Tugend, aber die Tugend ist ihm wichtig, egal, warum sie existiert. Anders könnte er die Zeiten nicht überstehen.

Er hat Angst vor dem letzten Stadium. Wenn sie ihre Sprache ganz verliert, wenn sie nicht mehr sitzen kann. Er wünscht sich, dass diese Zeit kurz werden wird. Er sinnt darüber nach, wie es ihm mit einem Baby gehen würde. Er würde sich vielleicht wünschen, dass es lange so herzig und abhängig bliebe. Was soll er aber an ihr lieben, wenn sie zum Baby wird?

Heute hat er eine Armbanduhr mitgebracht. Ihre Freundinnen haben schon vieles geschenkt bekommen, teilweise noch von ihr oder sie haben sich auf seinen Wunsch etwas ausgesucht. Diese Uhr ist übrig geblieben. Sie mochte sie nicht besonders, Gold trug sie fast nie, doch einmal musste es eine goldene Uhr sein, weil sonst nichts passte. Sie war sich nicht sicher, ob sie gleich etwas Anständiges nehmen sollte, für alle Fälle und für die Ewigkeit, oder etwas Günstiges für diesen einen Abend. Nun tastet sie über die Gliederkette und freut sich über deren fließende Gelenkigkeit.

„Was ist das? Es ist ... schilflich.“

„Deine Uhr. Man kann die Zeit ablesen. Wenn man will. Es ist gleich zwölf. Dann hole ich das Mittagessen.“

Sie spielt weiter mit der Uhr, streicht das Uhrenglas über die Lippen. Nach einer Weile nimmt sie seine Hand und sagt: „Mein Freund ...“ Er antwortet nicht und betrachtet beider Hände. Sie fragt überraschend klar: „Welche Farben haben deine Augen?“

„Blau. Wie deine“, er gibt ihr den Spiegel, „die Farbe des Himmels.“ Sie schauen beide hinein.